

Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 18

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642519>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KANEL

7. Fortsetzung

Es war, als ginge eine Freude und eine Kraft von ihr aus, die sich auch auf ihn übertrug und ihn beglückte und erregte. Wenn sich ihre Hände wie zufällig trafen, so flutete es wie eine heisse Welle, wie ein elektrischer Strom durch sie hin. In ihrer beider Stimmenklang weich und dunkel jenes Frage- und Antwortspiel, wie es zur Zeit ihrer aufblühenden Liebe gewesen war.

Und seltsam — Christine schaute während den Mahlzeiten kaum einmal mehr nach dem Tisch der Kinder. Ihr Blick war wie nach innen gekehrt. Wenn Hermann sie fragte: „Wo sind deine Gedanken, Christine?“ dann sagte sie leise und bedeutungsvoll, als künde sie ein grosses Geheimnis:

„Bei dir — nur bei dir.“

Wenn sie auf dem Balkon beieinander sassen oder unten am See, bat sie: „Gib mir deine Hand.“

Und dann fühlte er, wie sie ihn festhielt, wie sie sich ihm verband.

„Wäre ich nicht der nüchterne Zivilstandsbeamte Keller, und wärest du nicht meine Frau“, sagte er lachend, um eine fremde Beengtheit abzuschüteln, „so müsste ich annehmen, dass ich von irgendeinem holden Weibwesen verzaubert worden bin.“

„Und warum nicht von deiner Ehefrau?“

Sie brachte ihre Augen dicht an die seinen...

„Christine“, wehrte er sich noch einmal, „gestern um die Mittagszeit hatten wir beinahe Streit, — weisst du es noch? Und heute feiern wir wohl den Tag restloser Versöhnung für alle Zeit. Wie wär's, wenn wir am Abend noch einmal nach Caprino hinüber ruderten, um eine Flasche Asti zu trinken?“

„Auf den See, ja — Asti — nein! Ich will keinen Wein, der aus meinen Gedanken und Wünschen bunte Seifenblasen macht. Ich will die Erde und den Himmel und die Sterne sehen, wie alles in Wirklichkeit ist — und dich und mich dazu.“

„Kannst du alles haben, — aber ich für meine Person entschlüsse mich für das Gegenteil. In Altenheim habe ich keine Gelegenheit mehr Asti zu trinken, auch würde er mir dort kaum so gut schmecken.“

„Bitte nicht, Hermann, bitte nicht!“
Beschwörend hob sie die Hände.

„Heute nur eine Fahrt auf dem See — sonst nichts. Morgen Caprino und Asti — alles was du willst. Versprich es mir!“

„Ich sehe schon, mir mangelt der Umgang mit Frauen, sonst wäre ich jetzt imstande, mir deine Laune zu erklären.“

„Es ist keine Laune. Nur dieses eine Mal lasse mich bestimmen, was heute abend werden soll, nachher geschieht wieder alles so wie du es haben willst.“

Und so kam es, dass Hermann Keller ein Schifflein mietete und mit seiner Frau auf den See hinaus fuhr. Er ruderte. Christine hatte es sich im Bug des Schiffleins auf Kissen bequem gemacht. Dort lag sie nun, die Augen offen und weit zum Himmel gerichtet.

Da sie nicht sprach, schwieg auch er. Nur das regelmässige Aufklatschen der Ruder auf dem Wasser war zwischen ihnen zu vernehmen.

„Was denkst du eigentlich, Christine“, fragte er einmal in die Stille hinein.

„An dich.“

Dann wieder Stille.

Nach einer guten Stunde — in der nichts weiter gesprochen wurde und nichts weiter geschah — richtete sie sich plötzlich auf:

„Soeben ist ein Stern gefallen. Nun kehre dein Schifflein und fahre zurück.“

„Du hast also — wie es mir scheint — nur auf das Fallen dieses Sternes gewartet — nichts sonst?“

„Vielleicht.“

„Ich bin der Meinung, dass es sehr gesund und gut sein wird, wenn wir wieder in den Alltag zurückkehren.“

„Wann wird das sein, ich habe vergessen, die Tage zu zählen?“

„Morgen schon, übermorgen, in drei Tagen, so lange haben wir noch Zeit.“

„Gut, ich sage es dir morgen beim Erwachen.“

Das Schifflein wurde am Ufer angekettet. Es blieb leise schaukelnd zurück. Hermann und Christine gingen am Lift vorbei und stiegen Hand in Hand die vier Treppen zu ihrem Zimmer hinauf...

Ehe sie dort die Lichter löschten, nahm Hermann das Gesicht seiner Frau zwischen beide Hände:

„Du, was war das mit dem Stern?“

Ihr leuchtender Blick sank in ihn hinein. Sie lächelte, wie eine Frau im Leben vielleicht nur einmal lächelt, — so ganz aus der Urtiefe ihrer Seele heraus:

„Der Stern? Das war der Himmel, wenn er ja sagt.“

„Und zu was hat er dir denn ja gesagt?“

„Zu meinem — zu unserm Glück. Ach, — wie sehr liebe ich dich, Hermann, — unsagbar — neu.“

Er nahm sie fest in die Arme:
„Du — Frau, — was du aus dem alten Eisbären doch für einen glücklichen Menschen machst!“

*

Am frühen Morgen erwachten beide zur selben Zeit.

„Guten Tag, Christine“, grüsste er sie lachend. „Du wolltest mir doch jetzt melden, wann wir packen sollen.“

Sie schaute sich wie besinnend um, sie hatte keine Mühe, sich in der Gegenwart zurechtzufinden. Sie lauschte in sich hinein, als ob sie von innen auf eine Antwort warte...

Und die Antwort kam, sie stieg leuchtend herauf in ihre erwachenden Augen und in ihr Gesicht:

„Heute, Hermann — heute fahren wir heim!“

5

Christine nahm Besitz von Haus und Garten und Heim, als wäre alles erst jetzt und zum erstenmal ihr Eigen geworden. Wie in Verklärung ging sie ihrer Arbeit nach. Alles hatte neuen und schöneren Sinn bekommen. Es gab keine toten und leeren Stunden mehr. Wenn ihre Hände jetzt einmal ruhten, so lagen sie ihr nicht leer und hoffnungslos im Schoss, sondern umlegten sich wie bittend und betend um das einzige Ziel, um die höchste und grösste Hoffnung ihres Frauenlebens.

Hermann und Christine hatten ihre ihrer Rückkehr aus dem Süden in Familie Haller krank gefunden: Eine wie es schien geheimnisvolle Krankheit, die bereits da und dort aufgetaucht war und viel Ähnlichkeit mit einer schweren Erkältung hatte, nur dauerte sie viel länger und man sprach von Komplikationen.

Hermann Keller verständigte sich am Telefon mit seinem kranken Freund wegen Christine. Es wurde beschlossen, dass sie bis zu dessen Genesung einen andern Frauenarzt konsultieren sollte. Doktor Haller nannte auch einen Namen, den er empfehlen konnte.

Christine war scheinbar einverstanden... Nur scheinbar! Sie gedachte von nun an über sich selbst zu bestimmen.

Die Lüge erschien Christine ebenso notwendig wie gut. Den heiligsten Bezirk ihres Lebens, ihr ureigenstes Reich beehrte sie niemandem mehr zu öffnen, auch ihrem Manne nicht. Er war in gewissem Sinne sogar ihr Feind, da er versucht hatte, in etwas einzudringen, über etwas zu bestimmen, über das sie allein die letzte Entscheidung und die letzte Verantwortung behalten wollte.

Diese unausgesprochene und unmerkliche Feindschaft der Hüterin und Verteidigerin sich selbst genommener Rechte gegenüber dem Manne, der solche Rechte nicht anerkannte, war ihrer Liebe zu ihm in keiner Weise im Weg. Gerade die Lüge, mit der sie sich gegen ihn schützte

musste, verlangte als Ausgleich vermehrte Fürsorge und Hingabe, so dass Hermann Keller keinen Augenblick in die Versuchung kam, an der geistigen Überlegenheit und Selbstbestimmung seinerseits und an der willigen Einordnung und Fügung ihrerseits zu zweifeln. Er war restlos glücklich und zufrieden mit Christine. Der Plan betreff eines Adoptivkindes kam noch nicht zur Sprache, da er sie endlich und zum erstenmal völlig ausgeglichen fand. Der Süden hatte an ihr ein Wunder getan!

Des Abends sass sie wieder im Erker, während er am Schreibtisch seine Verensarbeiten erledigte. Sie las in einem Buch, öfters aber schweiften ihre Blicke in den herbstlichen Garten hinaus, wo die Dahlien und Asten ihre Köpfe hingen und auf ihr endgültiges Sterben warteten.

Sie war oft so tief in ihre Gedanken versunken, dass sie es nicht merkte, wie Hermann immer wieder von seiner Arbeit aufschaute und sie mit frohen, zärtlichen Augen betrachtete.

Erst seine Stimme holte sie jeweils in die Gegenwart zurück.
„Stineli, weisst du es schon – du wirst hübscher mit jedem Tag.“

Sie lachte. Es klang so glücklich aus verborgener geheimnisvoller Tiefe herauf, dass er seinen Platz am Schreibtisch verliess und sich zu ihr in den Erker setzte.

„Eines möchte ich gerne wissen“, sagte er bei solcher Gelegenheit einmal. „Ich habe dich bis jetzt nie danach gefragt, aber grad eben fällt's mir wieder ein: warum wolltest du damals das schöne Lugano so plötzlich verlassen, trotzdem wir noch drei volle Tage hätten bleiben können? Ich verstand dich nicht

so recht, liess dir aber deinen Willen, weil ich annahm, du hättest deine besonderen Gründe gehabt. Nun sag mir's Stineli, was war's, das dich so plötzlich heimtrieb in unsere alte, gute und – so langweilige Stadt?“

„Genügt es dir, Hermann, wenn ich dir erkläre, dass mich von einer Minute zur andern das Heimweh überkam, das Verlangen, alles Neue und Fremde, was nicht zu mir gehörte – und auch nicht zu dir – zu verlassen und mein Glück daheim in meinen eigenen vier Wänden zu bergen?“

„Es genügt mir, Stineli, – ich danke dir.“

Er dachte, dass sie mit dem ‚Glück‘ ihn selber gemeint hatte.

Christine dachte an das Kind.

Während er wieder an seine Arbeit ging und das Licht der Schreibtischlampe andrehte, blieb sie still im Halbdunkel des Erkers zurück. Seine Feder kratzte emsig übers Papier. Christine aber sann in tiefster Beglückung und Seligkeit an das Samenkorn, das in die bereitete Furche ihres lebendigen Erdreiches gelegt worden war – und das nun wachsen und reifen würde. . .

Zu keinem Menschen durfte sie darüber sprechen und am allerwenigsten zu ihrem Mann. Erst dann, wenn sie ihr Geheimnis und ihr Glück nicht länger vor seinen Augen verbergen konnte, wollte sie ihn daran teilnehmen lassen. Und dann musste er sich mit ihr freuen, musste mit ihr hoffen und glauben, dass alles gut war und gut sein würde, ohne Schalten – einfach gut!

Wie eine Königin schritt Christine durch die kommenden Tage und Wochen. Sie hatte sich die letzte Erfüllung ihres Frauentums vom Himmel ertrotzt. Sie

zweifelte keinen Augenblick daran, dass sie in dem ungleichen Kampf als Siegerin hervorgehen würde.

Mit behutsamen Schritten ging sie durchs Haus. Mit behutsamen Händen fasste sie alles an. Nur das Reine und Schöne durfte in ihrem Handeln und Wollen zum Ausdruck kommen, damit es wie durch einen ungetrübten Spiegel zurück in die sich bildende Seele ihres Kindes fiel und sich da zur Vollkommenheit entfaltete. Wenn Hermann erst sah, dass sie gesegnet war, dann mussten seine Sorgen und Zweifel verstummen, und er musste an einen wirklichen Segen glauben.

Christine lauschte in stillen, einsamen Stunden lange und tief in sich hinein. Sie hielt Zwiesprache mit dem neuen Leben, das – unsichtbar noch für das Auge – unter ihrem Herzen wuchs. Daher kam es wohl, dass Hermann eines Tages behauptete, sie hätte ‚einen andern Blick‘ bekommen, Augen, die nicht nach aussen, sondern nach innen schauten.

Und wiederum sagte sie: „Es ist das Glück.“

So gingen die Tage, so gingen die Wochen – und so ging auch der Krieg ohne schwere und nachhaltige Erschütterungen am Schweizerhaus vorüber. Die Zeitungen brachten Vermutungen über einen Waffenstillstand, der bald geschlossen werden würde. Grosse Bestandteile des Schweizerheeres konnten entlassen werden. Man hoffte allenthalben, das Leben würde allmählich wieder seinen gewohnten Gang nehmen und die Männer könnten ihre Gewehre mit dem Handwerkszeug vertauschen.

Doktor Haller war soweit genesen, dass er seine Praxis wieder aufnehmen konnte. Da er Christine in der regelmässigen Kontrolle seines Kollegen glaubte, und zudem die ‚geheimnisvolle Krankheit‘ da und dort neuen Schrecken und neue Unruhe verbreitete und nicht zur Ruhe kam, so hatte er Sorgen und Arbeit genug. Er gedachte es daher Christine zu überlassen, ob sie wieder zu ihm zurückkehren oder bei seinem Kollegen verbleiben wolle.

Eines Tages wurde Altenheim aus seiner Ruhe aufgeschreckt, so dass es wie ein gestörter Ameisenhaufen in Bewegung und gewaltige Aufregung kam. Auf allen Strassen, unter allen Türen standen die Leute zusammen und besprachen das entsetzliche Ereignis, das sich im Herzen der Stadt ereignet hatte:

Balthasar Stämpfli, der Hilfsarbeiter im Laboratorium des Apothekers Koch, hatte in ‚einem Anfall geistiger Umnachtung‘ – wie man es nannte – seine Frau und die Zwillinge getötet! Er war sofort in die kantonale Irrenanstalt überführt worden, während die Armenbehörden nun für Unterkunft und Aufnahme der fünf zurückgelassenen Waisen besorgt sein musste. . .

Das Furchtbare ging von Mund zu Mund. Bleiche Gesichter, schreckgewei-

Über Fäld

Ernst Balzli

Sie stöffele zämethaft vo Fus,
Batter genq öppe drei Schritt vorus.
Nid daß ihm ds Müetti nid nache ma –
aber es juunt sich halt hie und da!
Es git so mängs wo-n-is wunder nähm:
Fuebacher's Chirschi u Großrats Gjam,
die früechen Bohnen am Sunnerain,
die chlyne Burschli vor halbe Gmein,
em Summermatter ihs neue Schüürkli,
u ds Dokters ds blüeiighe Trochermüetti
u Gschtetli Käthis Flachsereläch –
Batter chuntt süüerli schier i d'Säh.
Schließlich nimmt er ds Müetti bim Arm
u muschteret's zwäg: „Jez häb di warm!“
es macht d'Gattig, es heigi nid viel dergäge;
Es lachet ihm's ömel nid zwöimal säge.
Es lachet vermditts u hanget ihm a:
„Du hütt regäntfisch, du fränge Wa? ...“

Sie gnieße der Sunntig, der Atti u ds Müetti.
Sie gfüre töif inne sh Friden u Güeti.
Sie luege de glänzige Bulche nah
wo bländig über em Gichbärg stah,
de lärmige Spazeh- u Rinderschare,
wo tänen im Jäglgi i d'Chirschbäum fahre...
Wo wyt här lütet u singt e Slogge –
der Luft geit warm düre junge Rogge,
im Rungglenacher versteckt sich e Has,
Heugümper turnieren im Hêche Gras,
i Grünbärg ufe flüchtet es Reh
u d'Hummekli brummen im rote Chlee.
E Jager tönt büre vom Breiteried
u höch us em Blauen es Lerchelied...
Der Batter luegt ufen i ds sunnige Land
u feschter drückt er em Müetti sh Hand:
„Mit dir es Stündli de Fälder nah,
das gilt mer faich sövel wie j'Predig gah!“

(Aus dem soeben im Verlag Francke AG, Bern erschienenen Gedichtband „Jahresringe“)

tete Augen sah man allenthalben, und nicht selten war der Vorwurf zu hören: „Wie konnte man überhaupt diesen Menschen heiraten lassen!“

Der Vorwurf ging an keine bestimmte Adresse – aber er ging alle an.

Hermann Keller hatte böse Tage. Zudem war ihm ein kurzes Schreiben folgenden Inhaltes zugegangen:

„Haben wir in der freien, fortschrittlichen Schweiz ein so rückständiges Zivilgesetz, dass ein junger Mann geschäftlich, finanziell und auch gesundheitlich ruiniert werden kann, nur weil nach zweieinhalb Jahren Prozessdauer die Scheidung mit einer krankhaft veranlagten Frau immer noch nicht ausgesprochen wird, obschon die völlige Zerrütung der Ehe gerichtlich festgestellt wurde?“

Wenn es eine Kriegstraung gibt, kann man nicht auch eine solche Ehescheidung vornehmen? Könnte man das nicht auch in die Dringlichkeitsklausel einschalten und den Paragraphen einsetzen, wonach auch Zwangsscheidungen ausgesprochen werden können?

Warum solche Widersprüche? Hat ein Schweizer Wehrmann nur Opfer zu bringen und Pflichten zu erfüllen – aber keine Rechte und keinen Schutz?

Die Mutter dieses Wehrmannes.
Margrit Frei.

Geschrieben Ende Oktober 1918.“

„Da haben wir's ja“, sagte Hermann zu Christine, der er diesen Brief zu lesen gegeben hatte. „Wir sind befangen in alten Zöpfen und Vorurteilen, die längst nicht mehr in die Gegenwart passen. Man sollte uns mehr Verantwortlichkeit statt Freiheit predigen, denn was nützt uns schliesslich diese vielgerühmte Freiheit, wenn der Einzelne dadurch der Gefangene seiner eigenen Blindheit und Irreführung wird? Was habe ich dir seinerzeit im Fall Stämpfli und bei der Abstempelung noch so mancher Ehe gesagt, die das Wort ‚Ehe‘ gar nicht verdient? Aber wer hier auch nur aufmucken wollte, der vergeht sich gegen das freie Selbstbestimmungsrecht des freien Bürgers. Nur immer weiter im Text, der zunehmende Schnaps- und sonstige Alkoholgenuß – Genuß nennt man das auch noch – wird den Rest besorgen.“

Christine hatte ihren Mann noch nie so aufgeregt gesehen. Sie suchte ihn mit Zärtlichkeit und guten Worten zu beschwichtigen, aber beides verfiel diesmal nicht. Er löste sogar recht energisch ihre Arme von seinem Hals:

„Weisst du auch, dass wir in der Schweiz prozentual die meisten Trinker, die meisten Kretine, die meisten Tuberkulösen und – die meisten Ehescheidungen haben? Es wäre tatsächlich an der Zeit, einmal zu revidieren.“

Er hielt Christine bei den Schultern fest und schaute ihr zwingend in die Augen:

„Verstehst du es jetzt endlich, warum unsere Ehe kinderlos bleiben muss? Be-

greifst du nun, dass ich den Gedanken nicht ertragen könnte, ein Kind ins Leben gerufen zu haben, das vielleicht geistig und körperlich nicht vollwertig ist? Er würde mich töten, dieser Gedanke.“

„Aber – Hermann – wir könnten auch Glück haben...“

„Glück haben – sagst du? Ja – gewiss, aber auf diese Art ‚Glück‘ kann und will ich mich nicht verlassen. Sei du froh, dass wenigstens dein Mann so denkt und dich nicht mit solcher Verantwortung belastet.“

„Du hättest – du hättest mich also nicht geheiratet, wenn ich mit der Kinderlosigkeit nicht einverstanden gewesen wäre?“

„Nein!“

Scharf und hell und unerbittlich klang dieses Nein.

Christine taumelte zurück. Die Knie wurden ihr weich, es war, als ob sie den Boden unter sich weichen fühlte. Sie presste die Hände auf ihr wild schlagendes Herz, darunter sie ihr zweites Leben wusste. Sie erkannte zum erstenmal vollkommen klar, dass die Stunde, da Hermann von diesem Leben erfuhr, entsetzlich werden musste.

Und zum erstenmal erschrak sie vor sich selbst, vor ihrem Mut, das Schicksal herausgefordert zu haben. Tränen brannten, hilflose Not – und krampfende Angst schauten ihr aus den Augen...

„So beruhige dich doch, Kind“, sagte Hermann – nun wieder friedlich und gut, „ich kann mich nun einmal nicht beherrschen, wenn es um diese Dinge geht. Aber du bist ja mein tapferer Kamerad, hast es in diesen beiden Jahren, die wir demnächst verheiratet sind, bewiesen. Zu unserm zweiten Hochzeitstag habe ich mir daher auch etwas ganz besonders Liebes und Gutes für dich ausgedacht.“

„Was denn, Hermann? Jetzt hast du mich neugierig gemacht.“

Sie versuchte gleich ihm diesen veröhnlichen Ton festzuhalten.

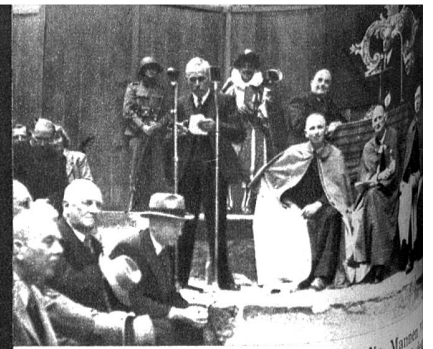
„Mein Geheimnis – und kein kleines.“

Er dachte nun allen Ernstes an ein Kind, das er bis dahin Christine ins Haus bringen würde.

Er küsste sie: „Jetzt kannst du dich bald regelmässig wieder mit Frau Haller treffen. Du hast ihr deine Ferienlebnisse ja noch gar nicht erzählt. Zwar so ganz alles – ich meine die Sache mit dem Asti – brauchst du ihr nun doch wieder nicht zu sagen.“

Christine lächelte zurück, doch war ihr Lächeln unwahr und gezwungen. Es geisterte noch immer jene Angst von vorhin darin – und sie würde nie wieder davon zu trennen sein, bis sich das Schicksal, das sie herausgefordert, als gnädig und barmherzig erwiesen hatte.

Hermann Keller merkte nichts von dieser Angst. Wie konnte er wissen, dass eine Frau zu lächeln vermag, wenn Schuld und Not und Angst in ihrem Herzen klagen... (Fortsetzung folgt)



Im Ring zu Wyl an der Aa traten die Mannen Nidwalden zur Abwicklung der Landschaftsschäfte zusammen. — Unser Bild: Blick auf das Regierungspodium, wo der langjährige Landammann Werner Christen von Wolfenschiessen Amt niedergelegt hat und Landesstatthaltermann (Beckenried) an Stelle des erkrankten Landammanns Remigi Joller die Geschäfte



Das Walser Dörflein Obermatten, 1876 in der Mutehorn (Grbd.) gelegen, wurde das Dorf durch die furchtbare Brandkatastrophe. Nahezu alle der 37 Gebäude brannten bis auf den Grund ab. Die Löscharbeiten mussten sämtliche einzigen Brunnen aus bewältigt werden.



G. Maurer, Vizepräsident der Vereinigung der dorf Pestalozzi, versenkt die Urkunde über die Vorarbeiten in den Grundstein des Schöpfers des Schöpferskindes. Rechts ein Schweizer Weisenkind als bolische Figur.



Am Sonntag beging das Städtchen Regensberg hoher Zinne der Lägern ob Diesdorf gelegen, 700jähriges Bestehen. Das Städtchen, ein seiner Art, wurde von Freiherr Lütold Regensberg gegründet. — Die Feier bestand aus einem einfachen Kirchgang.